

---

# „Meine Welt stürzt ein, meine Welt baut sich auf“ *Franz Kafka und die Transzendenz*

Otto Betz / Passau

Man muss es zugeben: Wenn auch die Titel und Themen der Werke Kafkas Formulierungen haben, die uns an ein religiöses Vokabular erinnern, sie haben offensichtlich vor allem „Religion im Erbe“, aber es ist ein sehr lebendiges Erbe. Natürlich ist die Frage erlaubt: Ist es ein restliches Gepäck, das Kafka noch mitgeschleppt? Schon die Themen sind erstaunlich: Der Mensch und das über ihn verhängte Urteil, die überraschende Verwandlung ins Untermenschliche, die wichtige Botschaft, die aber nicht ankommt, das verpflichtende Gesetz, das aber offenbar verloren gegangen ist, der nicht aufzuhaltende Prozess, das ersehnte, aber nicht zu erreichende Schloss. Uns begegnet ein vertrautes Vokabular, aber fast ist es eine negative Erlösungslehre. Dient dies alles nur der Analyse des Menschen in dieser Welt, oder gibt es eine verborgene Schicht, die darüber hinaus geht?

## Rätselhaftigkeit

Etwas anderes ist wichtig: Kafkas Figuren existieren in seltsamen Welten, sie sind alle Grenzgänger, und man weiß nicht genau, wo sie hingehören, in merkwürdige Traumbereiche, in Phantasiezonen, in Gebiete zwischen Leben und Tod. Aus der üblichen überprüfbaren Realität fallen sie heraus, die nüchterne Ratio hat keine Chance einzugreifen. Die Menschen werden mit Mächten und Gewalten konfrontiert, denen gegenüber sie machtlos sind. Und selbst als Leser möchte man manchmal dazwischenfahren und das Schicksal in eine andere Richtung lenken; ohne Erfolg.

Im Lande Kafkanien herrschen andere Gesetze und andere Gebräuche. Dabei ist es ja unsere unmittelbar wahrnehmbare Welt, in die wir hineingeführt werden: Alles ist alltäglich, gleichsam überprüfbar. Wie kommt es, dass sich plötzlich eine Falltür auftut oder die Menschen ihr Gesicht verändern? Alles erweist sich als doppeldeutig und fremdartig, man stolpert auf einmal in eine andersartige, absurde Welt. Die Sicherheiten zerbrechen, die Gewissheiten erweisen sich als trügerisch, das Vertraute wird rätselhaft. Vielleicht war Kafka in besonderer Weise

ein Seismograph für die Veränderungen seiner Zeit, in der das Verlässliche sich als das Fragwürdige erwies, das Beständige als das Brüchige. „Euer Vertrauen ist auf einer Verkennung der Wirklichkeit aufgebaut“, könnte man seine Botschaft verstehen, „ich muss euch die verdeckenden Schleier herunterreißen, damit ihr seht, wie die Dinge sind.“ – Nun, so hat Kafka nie argumentiert, er ist ja kein Prediger gewesen, und ein Unheil verkündet wollte er auch nicht sein.

Charakteristisch für seine Art des Erzählens ist, dass er die Erwartungen seiner Leser nicht erfüllt: Er erzählt nicht so weiter, wie der Anfang es erwarten lässt, sondern wechselt plötzlich auf eine andere Ebene und mutet uns zu, die neue Schweise zu akzeptieren und den Verlauf der Geschichte unter neuen Voraussetzungen mitzuverfolgen. Wir werden also permanent in Täuschungen und Ent-täuschungen hineinmanövriert. Es ist das Prinzip eines Irrgartens, bei dem wir zwar immer gebahnte Wege vorfinden, die aber plötzlich nicht weiter führen; wir müssen eine Alternative finden, aber auch da mag es sein, dass wir dem Ziel nicht näherkommen. Gibt es überhaupt ein erreichbares Ziel? Man möchte meinen, ein zutiefst pessimistisches Menschenverständnis prägt Kafkas Texte, denn am Ende steht der Tod oder das vollstreckte Urteil, oder die Aussichtslosigkeit, das ersehnte Ziel (z.B. das Schloss) zu erreichen. Zu denken gibt uns aber die Tatsache, dass Kafka selbst seine Dichtung oft als komisch verstand und beim Vorlesen so lachen musste, dass er kaum mehr fortfahren konnte. Offenbar soll der Leser (oder Hörer) nicht völlig verstört und nicht in Verzweiflung gestürzt werden, sondern – vielleicht – einen Impuls bekommen, der ihn zum Umdenken führen kann und zu einer anderen Einstellung zum Dasein.

Natürlich, wir wissen es alle, die biographischen Umstände Kafkas darf man nie unterschlagen, sie wirken sich ein Leben lang aus. Er wird in Prag als deutscher Jude geboren, was bedeutet, dass die jüdische Minderheit als Teil der deutschen Minderheit in einer tschechisch geprägten Umwelt lebt und sich behaupten muss. Die Abneigung der tschechischen Mehrheit gegen die Deutschen wird noch verknüpft mit der allmählich stärker werdenden antisemitischen Stimmung unter Deutschen und Tschechen. Ein Gefühl der Sicherheit findet Kafka weder in seiner Familie, die er am liebsten fliehen würde, um einen eigenen Freiraum zu gewinnen, noch in seiner Religion, die er als hoffnungslos gestrig empfindet, die einfach langweilig ist. Nur in der Tanzstunde, bekennt Kafka, war es noch langweiliger als in der Synagoge. Seine Fluchten misslingen: Kafka kommt nicht los vom Vater und der Familie, er kann sich nicht aus der Umklammerung der Stadt befreien, er kommt (jedenfalls lange) nicht frei von seinem ungeliebten Beruf, es gelingt ihm nicht, eine dauerhafte Beziehung zu einer Frau aufzubauen. Was ihm einzig gelingt, ist sein Schreiben, seine Kunst, aber auch da ist er immer unzufrieden, er misstraut seinen Ergebnissen und ordnet am Ende seines Lebens die Vernichtung seines Werkes an, was nur durch den Eingriff seines Freundes *Max Brod* unterbleibt. Das Leben Kafkas ist so rätselhaft wie

sein Werk, und wie man die Rätsel seines Lebens nicht lösen kann, so bleibt auch sein Werk ein Konglomerat von Rätseln.

### Die Grundbefindlichkeit: Angst und Schuld

Will man Leben und Werk Kafkas auf eine kurze Formel bringen, bietet sich an: Es ist die Verbindung von Angst und Schuld. Wenn wenigstens ein deutlich erkennbarer und beschreibbarer Grund für die Angst benannt werden könnte: Das aber scheint unmöglich. Wenn doch die Schuld eingesehen werden könnte: Sie aber scheint mit dem puren Vorhandensein parallel zu gehen und bleibt die irrationale und nicht aufzuarbeitende Konstante des Daseins. Hans-Joachim Schoeps vermutet ein „abtrünnig gewordenes Glaubensgut“ im Untergrund.<sup>1</sup> Das Gesetz regiert weiter in der Weise der Abwesenheit und übt eine unverkennbare Herrschaft aus. Der Mensch ist in ein Unheil geraten, eine durchgehende „Sinnsschicht“ kann er nicht mehr wahrnehmen. In den *Er-Aufzeichnungen* aus dem Jahre 1920 heißt es: „Die bisher immer wenigstens zu ahnende Musik der Welt ist zum ersten Male bis in alle Tiefen hinunter“ abgebrochen.<sup>2</sup> Es ist noch ein Verlangen da, verloren gegangene Sicherheiten zurückzugewinnen, aber es ist ein fruchtloses Unterfangen. „Wohl gerade durch dieses Vergessen ergibt sich eine gewisse Traurigkeit, Unsicherheit, Unruhe, ein gewisses die Gegenwart trübendes Verlangen nach den vergangenen Zeiten. Und doch ist dieses Verlangen ein wichtiges Element der Lebenskraft oder vielleicht sie selbst.“<sup>3</sup> Dieses Suchverlangen, diese fragende Sehnsucht ist also ein Element, das den Menschen geblieben ist. Kafka fühlt sich wie ein Gejagter, der nicht zur Ruhe kommen darf. Ins Tagebuch trägt er am 9. März 1922 folgende Notiz ein: „Die Jagd geht durch mich und zerreißt mich – aber irgendwo wartet die Hilfe, und die Treiber lenken mich hin.“<sup>4</sup> Wider alle Anwandlungen einer möglichen Verzweiflung wird der Schimmer einer fernen Hoffnung immer bewahrt.

Erstaunlicherweise findet sich bei Kafka auch die Vorstellung einer gewaltsamen Katastrophe, einer Vernichtung der bisherigen Welt, die aber nicht gefürchtet, sondern ersehnt wird. In der Erzählung *Das Stadtwappen*<sup>5</sup> wird vom Bau des babylonischen Turmes berichtet. Die Arbeiter beeilen sich allerdings nicht mit der Verwirklichung des großen Planes, vielmehr leben sie in ihrer Stadt und vermuten, dass spätere Generationen modernere Methoden für den Turm-

<sup>1</sup> Vgl. J.H. Schoeps (Hrsg.), *Im Streit um Kafka und das Judentum. Briefwechsel M. Brod, H.-J. Schoeps*. Königstein 1985, 219.

<sup>2</sup> Vgl. F. Kafka, *Tagebücher 1914–1923*. Frankfurt 1994 (Ges. Werke in 12 Bänden. Hrsg. von H.-G. Koch; Bd. 11: Tagebücher, Bd. 3), 175.

<sup>3</sup> AaO., 181.

<sup>4</sup> AaO., 224.

<sup>5</sup> Vgl. Ders., *Das Stadtwappen*, in: Ders., *Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa*. Hrsg. von R. Herms. Frankfurt 2003, 374f.

bau finden werden. Aber es gibt noch eine andere Erwartung, die quer steht zu dem „Himmelsturmbau“: „Alles was in dieser Stadt an Sagen und Liedern entstanden ist, ist erfüllt von der Sehnsucht nach einem prophezeiten Tag, an welchem die Stadt von einer Riesenfaust in fünf kurz aufeinander folgenden Schlägen zerschmettert werden wird. Deshalb hat auch die Stadt die Faust im Wappen.“<sup>6</sup> Das Verwunderliche dieser „Hoffnung“, die eine prophetische genannt wird, ist, dass es sich nicht um eine Drohung handelt, um eine Unheilsankündigung, sondern um eine Sehnsucht, die weitergegeben und – gleichsam als „kulturelles Gedächtnis“ – als ein erhofftes Zukunftsgeschehen erwartet wird. Natürlich bleibt die Frage, ob dieses Zerschmettern eine völlige Vernichtung mit sich bringt oder ob dem Untergang auch eine neue Schöpfung folgt. Ich weiß nicht, wie weit Kafka mit den Traditionen der Kabbala vertraut war, da er aber unter seinen Freunden auch solche hatte, die mit den chassidischen und den kabbalistischen Überlieferungen vertraut waren (vor allem *Mordechai Langer*), ist anzunehmen, dass er von der *Lurianischen Mystik* gehört hat, die annahm, die sichtbare Welt müsse sich zurücknehmen und vernichtet werden, damit Gott wieder „alles in allem“ sei. Die „Riesenfaust“ wäre also der göttliche Eingriff, der alle Baupläne zerstört, damit etwas ganz anderes heraufkommen kann.<sup>7</sup>

### **Das verlorene Gesetz**

Das Phänomen »Vergeblichkeit« durchzieht Kafkas ganzes Werk. Alle Versuche, sich dem Zugriff der Justiz zu entziehen, scheitern, das Schloss bleibt ein Sehnsuchtsgebilde, das nie erreicht wird, der Eintritt in das „Gesetz“ wird unterbunden. Dabei sollte man nicht übersehen, dass immerhin von der Tatsache dieses Schlosses ausgegangen wird, dass das geheimnisvolle Gebilde des Gesetzes vorausgesetzt wird. In gewisser Weise haben wir es mit einer negativen Theologie zu tun, die die Unmöglichkeit betont, aus eigener Kraft und persönlicher Planung ein Ziel zu erreichen, die aber zugleich Offenheit und eine fragende Haltung vermittelt. Die Wege erweisen sich als Irrwege, die Versuche sind zum Scheitern verurteilt. Und dennoch ist keine Resignation spürbar: Die Versuche werden fortgesetzt, das Weiter tasten ist die bestimmende Maxime.

**6** *AaO*, 375.

**7** Zu Rabbi Luria und zur „Lurianischen Kabbala“ vgl. G. Scholem, *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen*. Frankfurt 1980, 276–298. Karl Erich Grözinger hat darauf hingewiesen, dass Georg Langer seinen Freund Kafka vor allem auf den chassidischen Zaddik, genannt „Maggid“, hingewiesen und ihm dessen Schriften zugänglich gemacht hat. Nach den Vorstellungen des Maggid hat Gott sich bis zum Nichts eingeschränkt und die Fülle seines Lichts vermindert, damit überhaupt die Schöpfung sich entfalten konnte; vgl. Ders., *Kafka und die Kabbala*. Erw. Neuausgabe, Berlin 2003, 171 u. 234. Manche der Aphorismen Kafkas können von diesem Zusammenhang her verstehbar werden.

In einem merkwürdigen Text von Kafka (aber welcher Text von ihm ist nicht merkwürdig), *Das verlorene Gesetz*,<sup>8</sup> wird die Andeutung eines Gesprächs, eines Dialogs wiedergegeben. Es geht um ein Gebot oder ein Gesetz, das in den Menschen eingesenkt ist, von dem man aber nicht weiß, ob es ein „fortwährendes“ oder ein „zeitweiliges“ ist, ob es also grundsätzlich verpflichtet oder nicht. Der Gesprächspartner nimmt an, es sei ein fortwährendes, allerdings hört er es (in seinem Innern) nur zeitweise. Ja, es wird noch komplizierter: Er hört es nämlich gar nicht, sondern nur eine „Gegenstimme“, die sich offenbar von der „Stimme“ distanziert. Darunter leidet sein Gefühl der eigenen Einheit, der personalen Geschlossenheit. Wenn nur die Gegenstimme gehört wird, was eigentlich sagt dann die Stimme? Sie wird mit einem Traum verglichen, der in den Tag hineinredet. Und dann wird um die Eigenart dieses seltsamen Gesetzes gestritten: Hat es einen großen Zusammenhang oder nicht, ist es einmalig oder nicht, kann es beglücken, ist es überhaupt mitteilbar? Schließlich wird in einer dialektischen Mischung von Sinn und Nicht-Sinn vor allem die Unkenntnis des Gesetzes betont: Es (be)trifft mich, meint mich, überrascht mich, aber ich kenne es nicht. Deshalb kann ich es nicht befolgen, es bleibt unwirklich, und trotzdem weiß ich um seine „unberührte Einmaligkeit“. Weil es ist, erfahre ich Glück, weil es nicht mitteilbar ist, ängstigt es mich. So suche ich es mitzuteilen, obwohl ich es nicht fassen kann.

Man könnte sagen, dass dieser Text wie ein Schlüssel für Kafkas Werk ist, aber es bleibt die Frage, was dieser Schlüssel erschließt, denn die Tragik des Menschen scheint darin zu bestehen, dass wir das Gesetz verloren haben und nicht mehr finden können. Die Uneinigkeit betrifft den einzelnen Menschen, sie betrifft den zwischenmenschlichen Kontakt, sie scheint die ganze Welt vergiftet zu haben.

## Kafka und das Judentum

Das Jude-Sein war für Kafka immer eine bestimmende Größe, es bleibt allerdings offen, ob es mehr als Last oder als Verpflichtung empfunden wurde. In einem Brief an seine (christliche) Freundin *Milena* schreibt er, dass er mit seinen 38 Lebensjahren eine 38jährige Reise hinter sich habe, und setzt dazu: „und da ich Jude bin, eine noch viel längere“. Das gewissermaßen „normale“ Leben einer synagogalen Gemeinde hat ihn nie interessiert, wenn er jedoch auf die Spuren chassidischer Frömmigkeit stieß, war sein Interesse sofort wach. Das jiddische Theater mit seinen volkstümlichen religiösen Themen zog ihn so stark an, dass er am liebsten mit einer solchen Truppe gezogen wäre. Geschichte und Kultur

<sup>8</sup> Vgl. *Im Streit um Kafka und das Judentum* (Anm. 1), 188f.

des Judentums rücken in die Mitte seines Interesses, die vitale Frömmigkeit, wie sie sich in den Liedern und Tänzen der chassidischen Gemeinde ausdrückt, hat für ihn sehr viel mehr Glaubwürdigkeit als der Synagogengottesdienst. „Bei manchen Liedern gieng mir ein Zittern über die Wangen“,<sup>9</sup> kann er schreiben. Kafka liest die Geschichte der Juden von Graetz, „um durch Ruhe mein Judentum sich sammeln zu lassen“.<sup>10</sup> Als ihm Max Brod chassidische Geschichten schickt, bedankt er sich mit dem Eingeständnis, sie seien „das einzige Jüdische, in welchem ich mich, unabhängig von meiner Verfassung, gleich und immer zuhause fühle“.<sup>11</sup> Dass er sich von *Martin Buber* angezogen fühlte, weist in dieselbe Richtung. Mit dem Freund Georg Mordechai Langer besucht Kafka den „Wunder-rabbi“ von Galizien in Zizkov, und später fährt er zu dem berühmten Rabbi Belz, einem führenden chassidischen Zaddik.

Neugier und Skepsis halten sich die Waage, zwischen Zustimmung und Distanzierung schwankend, rettet er sich in eine gewisse Ironie. Seine Einstellung zum Zionismus bleibt unentschieden: Manchmal stimmt er zu und überlegt ernsthaft, nach Israel auszuwandern, dann wieder verwirft er solche Gedanken und empfindet sie als Flucht. An *Felice Bauer* schreibt er: „Diejenigen, welche sich nur infolge ihres Zionismus an den Tempel herandrängen, kommen mir vor wie Leute, die sich hinter der Bundeslade und durch sie den Eingang in den Tempel erzwingen wollten, statt ruhig durch den allgemeinen Menscheneingang zu gehen.“<sup>12</sup> Kafka verharret in einer fragenden Haltung, ohne sich festzulegen. Die Unsicherheit ist die ihm gemäße Form des Daseins, die alten Sicherheiten haben für ihn keine Anziehungskraft mehr, zu sehr ist er geprägt von den Auflösungstendenzen seiner Zeit, er empfindet sich geradezu als Repräsentanten dieser Auflösung. In sein blaues Oktavheft notiert er: „Ich habe das Negative meiner Zeit, die mir ja sehr nahe ist, die ich nie zu bekämpfen, sondern gewissermaßen zu vertreten das Recht habe, kräftig aufgenommen. (...) Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentums geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.“<sup>13</sup> Er wusste um die wankenden Bestandteile herkömmlicher Glaubensformen, er ahnte vielleicht auch, dass danach etwas kommen müsse, völlige Auflösung oder Wiedergeburt.

<sup>9</sup> F. Kafka, *Tagebücher 1909–1912*. Frankfurt 2008 (Ges. Werke in 12 Bänden. Hrsg. von H.-G. Koch; 9), 49.

<sup>10</sup> Vgl. Ders., *Tagebücher 1910–1923*. Hrsg. von M. Brod. Frankfurt 1967, 94. Zum Zusammenhang vgl. H. Graetz, *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, 11 Bde. Reprint der Ausg. letzter Hand (Leipzig 1890–1909), Berlin 1996–1998.

<sup>11</sup> Vgl. F. Kafka, *Briefe 1902–1924*. Frankfurt 1995 (Ges. Werke in 8 Bänden. Hrsg. von M. Brod; 8), 172.

<sup>12</sup> Ders., *Briefe April 1914–1917*. Hrsg. von H.-G. Koch. Frankfurt 2005, 227.

<sup>13</sup> Zit. n. P.-A. Alt, *Franz Kafka. Der ewige Sohn*. München 2005, 468.

Es bleibt in ihm eine heimliche Hoffnung oder Sehnsucht nach einer bergen- den und in sich stimmigen Religiosität. Beim Anblick des jüdischen Rathauses konnte er jedenfalls sagen: „Wenn man mir freigestellt hätte, ich könnte sein, was ich will, dann hätte ich ein kleiner ostjüdischer Junge sein wollen, im Win- kel des Saales, ohne eine Spur von Sorgen.“<sup>14</sup> Einer rationalistischen Erklärung der Religion auf psychoanalytischer Grundlage gab Kafka eine Absage, weil er den Glauben als viel zu tief in der menschlichen Natur verwurzelt ansah. Auch im letzten Lebensabschnitt hat ihn das Ringen um sein Verwobensein im Ju- dentum nicht verlassen. Er besucht in Berlin Seminare an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und bemüht sich erneut, Hebräisch zu lernen, zumal seine letzte Freundin *Dora Diamant* es fließend sprach. Es machte ihm immer große Freude, wenn sie das „Got fun Avrum“ (jidd.) sprach, ein Gebet, das die Frauen am Ende des Sabbat sprechen, um den Segen „Gottes Abrahams“ für die kommende Woche zu erbitten.

Dass aus dem Zerfall ein völlig anderes, neues Leben hervorgehen kann, war ihm schon früher aufgefallen. Als er sich mit der Geschichte der „Jeschiwes“, der Talmudschulen, befasst, stellt er fest, dass diese Einrichtungen, auf strenggläu- bigsten Grundlagen beruhend, Ausgangsstätten des abtrünnigen Fortschritts wurden. Junge Leute von weit her, arme Leute voller Energie, die von zuhause weggestrebt sind, werden die Autoren der verbotenen fortschrittlichen Schriften. „In der Jeschiwe, von allen Seiten zusammengetragen, können sie hier beson- ders wirken, weil jeder Besitzer nicht nur den Text, sondern sein eignes Feuer weiterträgt“, heißt es in Kafkas Tagebuch.<sup>15</sup> Deshalb „sind aus diesen Schulen in der letzten Zeit alle fortschrittlichen Dichter, Politiker, Journalisten und Ge- lehrten hervorgegangen.“ Manchmal erkennt sich Kafka eben doch im Judentum wieder, wenn auch in einem anderen Verständnis: Das Judentum hat plötzlich eine große Weite, es engt nicht mehr ein, sondern lässt Raum. In einer Tage- buchnotiz hält er fest. „Die schönen Sonderungen im Judentum. Man bekommt Platz. Man sieht sich besser, man beurteilt sich besser.“<sup>16</sup>

## Sich dem Tod anvertrauen

Eine gewisse Todesfaszination ist bei Kafka zu beobachten, eine Lust an der Ver- nichtung und Auflösung. Das Erstaunliche dabei ist, dass diese Gedankenspiele nicht mit Schrecken und Abwehr verbunden sind, sondern mit einer Vorstel- lung von Erlösung. Im Tagebuch heißt es: „Dem Tod würde ich mich anver-

<sup>14</sup> F. Kafka, *Briefe an Milena*. Hrsg. von W. Haas. Frankfurt 1966, 168.

<sup>15</sup> *Tagebücher 1910–1923* (Anm. 10), 169.

<sup>16</sup> AaO., 247.

trauen. Rest eines Glaubens. Rückkehr zum Vater. Großer Versöhnungstag.<sup>17</sup> Offensichtlich ist es nicht der leibliche Vater, zu dem er zurückkehren möchte, sondern ein anderer, größerer, barmherziger Vater. Zu ihm kann man offenbar nur über den Tod gelangen. Das alles scheint ein vorsichtiges Tasten zu sein, Kafka spricht ja vom „Rest eines Glaubens“. Nicht lange vor diesem Eintrag notiert er eine merkwürdige halbtraumartige Sequenz, die deshalb so bedeutsam erscheint, weil hier ein anderer „Typ“ von Vater und König beschrieben wird, eine Jenseitsgestalt, die allen Stereotypen widerspricht. Während sein eigener Vater eine ziemlich herrische Gestalt war, die Gehorsam und Unterordnung erwartete und wenig Verständnis für die Besonderheiten des Sohnes hatte, wird hier ein „Herr“ eingeführt, der keinen Wert auf herrscherliche Kleidung und Insignien legt, aber die Menschen seiner Umgebung beim Namen kennt. Wir werden in eine „Werkstatt“ eingeführt, als plötzlich der „König“ erscheint. Die Passage lautet:

„Der König machte keinen Aufwand; wer ihn nicht von Bildern kannte, hätte ihn nie als König erkannt. Sein Anzug war schlecht genäht, nicht in unserer Werkstatt übrigens, ein dünner Stoff, der Rock immer aufgeknöpft, fliegend und zerdrückt, der Hut verbeult, grobe Stiefel, nachlässige weite Bewegungen der Arme, ein starkes Gesicht mit grader männlicher Nase, ein kurzer Schnurrbart, dunkle, ein wenig zu scharfe Augen, kräftiger ebenmäßiger Hals. Einmal blieb er im Vorübergehn in der Tür unserer Werkstatt stehn und fragt, die Rechte oben am Türbalken: ‚Ist Franz hier?‘ Er kannte alle bei Namen. Ich drängte mich aus meinem dunklen Winkel zwischen den Gesellen durch. ‚Komm mit!‘, sagte er nach kurzem Blick. ‚Er übersiedelt ins Schloss‘, sagte er zum Meister.“<sup>18</sup>

Was für ein erstaunlicher Text. Der Ich-Erzähler ist offenbar als Arbeiter in einer Werkstatt tätig. Er hat keine herausragende Stellung, arbeitet im Hintergrund, vielleicht kennen ihn die anderen nicht einmal mit Namen. Dann aber kommt der König, nicht mit Prunk und Machtgehave, sondern sehr unscheinbar, doch seine Autorität scheint groß, vor allem aber kennt er „seine Leute“ bei ihren Namen. Und ausgerechnet dieser Unbekannte im Hintergrund wird beim Namen gerufen.

Wer denkt dabei nicht an die berühmte Stelle im 43. Kapitel des Propheten Jesaja: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein.“ Er wird herausgerufen und darf ins „Schloss“ übersiedeln. Was dem Landvermesser trotz aller Bemühungen nicht gelingt, nämlich ins Schloss zu gelangen, hier ist es plötzlich Geschenk, besondere Berufung. – Wir wollen den Text nicht überbewerten, aber

<sup>17</sup> AaO., 383.

<sup>18</sup> AaO., 407.

an dieser Stelle taucht eine Seite im Denken, Träumen und Ahnen Kafkas auf, die in seiner Dichtung selten benannt wird: Jemand weiß um mich, kennt mich beim Namen, ruft mich in seine Nähe. Was er sich bei seiner strengen rationalen Selbstkontrolle nicht zugetraut hätte, hier darf es einen Platz bekommen: Die Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit. „Rest eines Glaubens“ oder die andere Seite seines seelischen Lebens?

Hoffnung und Verzweiflung sind bei Kafka nah beisammen. Er lebt in einem seltsamen Zwischenreich, weiß nicht genau, welches Bürgerrecht er hat. Einerseits fühlt er sich dem „Hoffnungsland“ Kanaan verpflichtet und zugehörig, dann wieder weiß er sich auf einer endlosen Wüstenwanderung. Im Januar 1922 schreibt er in sein Tagebuch:

„Warum wollte ich aus der Welt hinaus? Weil ‚er‘ mich in der Welt, in seiner Welt nicht leben ließ. So klar darf ich es jetzt allerdings nicht beurteilen, denn jetzt bin ich schon Bürger in dieser andern Welt, die sich zur gewöhnlichen Welt verhält wie die Wüste zum ackerbauenden Land (ich bin vierzig Jahre aus Kanaan hinausgewandert), sehe als Ausländer zurück, bin freilich auch in jener andern Welt – das habe ich als Vatererbschaft mitgebracht – der Kleinste und Ängstlichste und bin nur kraft der besonderen dortigen Organisation lebensfähig, nach welcher es dort auch für die Niedrigsten blitzartige Erhöhungen, allerdings auch meerdruckartige tausendjährige Zerschmetterungen gibt. Muß ich trotz allem nicht dankbar sein? Hätte ich den Weg hierher finden müssen? Hätte ich nicht durch die ‚Verbannung‘ dort, verbunden mit der Abweisung hier an der Grenze erdrückt werden können? Ist nicht durch Vaters Macht die Ausweisung so stark gewesen, daß ihr (nicht mir) nichts widerstehen konnte? Freilich, es ist wie die umgekehrte Wüstenwanderung mit den fortwährenden Annäherungen an die Wüste und den kindlichen Hoffnungen (besonders hinsichtlich der Frauen): ‚ich bleibe doch vielleicht in Kanaan‘, und inzwischen bin ich schon längst in der Wüste, und es sind nur Visionen der Verzweiflung, besonders in jenen Zeiten, in denen ich auch dort der Elendeste von allen bin, und Kanaan sich als das einzige Hoffnungsland darstellen muß, denn ein drittes Land gibt es nicht für den Menschen.“<sup>19</sup>

Wie nahe sind hier Anfechtung und Tröstung beieinander, wobei jede Hoffnungsvision durch eine Verdunkelung in Frage gestellt wird, aber auch jede Anwandlung der Verzweiflung wieder durch eine neu aufleuchtende Zuversicht kontrastiert wird. Die beiden Welten, zwischen denen er hin- und hergeht, sind auch bestimmt durch die aufbrechende Krankheit und die Hoffnung, wieder gesund zu werden. In gewisser Weise ist seine Mutter der Inbegriff des Lebens und

<sup>19</sup> AaO., 409.

des Weiter-leben-Dürfens. Ihr gegenüber ist er voller „Dankbarkeit und Rührung, weil ich sehe, wie sie mit einer für ihr Alter unendlichen Kraft sich bemüht, meine Beziehungslosigkeit zum Leben auszugleichen. Aber Dankbarkeit ist auch Leben.“<sup>20</sup> So finden sich denn kurze Tagebucheinträge, die quer stehen zum allgemeinen Tenor düsterer Selbsteinschätzung: „Glück, mit Menschen beisammen zu sein“.<sup>21</sup> Während er „normalerweise“ sich von Gespenstern und Dämonen gejagt empfindet, gibt es auch Hoffnung: „Irgendwo wartet die Hilfe, und die Treiber lenken mich hin.“<sup>22</sup> Das Hin- und Herwandeln wird zum Normalzustand, die Pole seines Daseins halten ihn in einem spannungsreichen Gleichgewicht.

### Schreiben als Existenz erfahrung

Das Schreiben ist für Kafka nicht eine Tätigkeit neben anderen, sondern hat lebenserhaltende Bedeutung. Alle Gaben, die er hat, sind bedeutungslos gegenüber dieser Fähigkeit. Doch auch dieses Tun hat seine Schrecken, und wie oft muss er die Not der Schreibunfähigkeit erleiden. Weil ihm aber Momente des Gelingens geschenkt werden, erhält sein ganzes Dasein Konturen einer Sinnhaftigkeit. Allerdings ist der Anspruch, den er an sich stellt, so hoch, dass er nur selten zufrieden sein kann mit dem Geschriebenen. „Zeitweilige Befriedigung kann ich von Arbeiten wie ‚Landarzt‘ noch haben, vorausgesetzt, daß mir Derartiges noch gelingt (sehr unwahrscheinlich). Glück aber nur, falls ich die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche heben kann.“<sup>23</sup> Nun, das ist ein selbstgestelltes Programm, dem man nie voll gerecht werden kann, mit dem man scheitern kann, das aber trotzdem ein Stück weit „Frieden“ schafft. Im Tagebuch steht der Satz: „Die Arbeit schließt sich, wie sich eine ungeheilte Wunde schließen kann.“<sup>24</sup> Vielleicht hat am Ende des Lebens nur einiges von dem Geschriebenen eine letzte Stichhaltigkeit bekommen, doch diese Bruchstücke können genügen. Am 13. Dezember 1914 heißt es im Tagebuch: „Auf dem Nachhauseweg sagte ich Max, daß ich auf dem Sterbebett, vorausgesetzt daß die Schmerzen nicht zu groß sind, sehr zufrieden sein werde. (...) Das Beste, was ich geschrieben habe, hat in dieser Fähigkeit, zufrieden sterben zu können, seinen Grund.“<sup>25</sup> Man könnte also von einer Berufung sprechen: Kafka hat Worte, Sätze, Formulierungen, Geschichten zu (er-)finden, das wird seine gleichsam gottgewollte Aufgabe sein, der muss er gerecht werden.

<sup>20</sup> Vgl. ebd.

<sup>21</sup> Vgl. aaO., 410.

<sup>22</sup> AaO., 415.

<sup>23</sup> AaO., 382.

<sup>24</sup> AaO., 320.

<sup>25</sup> Vgl. ebd.

Diese kreativen Prozesse sind nicht einfach willentlich herbeizurufen, sie kommen nach ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit. Gerade wenn Kafka mit seiner Arbeit ins Stocken gerät, wünscht er sich einen Schlaf, der vielleicht neue Kräfte mobilisiert. „Jämmerliches Vorwärtskriechen der Arbeit, vielleicht an ihrer wichtigsten Stelle, dort, wo eine gute Nacht so notwendig wäre.“<sup>26</sup> Als er mit seiner Geschichte vom Dorforschulmeister stecken bleibt, nimmt er sich vor, die Zeit noch besser zu nutzen; dann aber heißt es: „Klage ich hier, um hier Erlösung zu finden? Aus diesem Heft wird sie nicht kommen, sie wird kommen, wenn ich im Bett bin, und wird mich auf den Rücken legen, so daß ich schön und leicht und bläulich-weiß liege, eine andere Erlösung wird nicht kommen.“<sup>27</sup> Bei aller radikalen Selbtkritik und permanenter Infragestellung seiner Fähigkeiten war Kafka von der Wichtigkeit und Bedeutung seiner Dichtung überzeugt und wusste um ihren Stellenwert. „Anfang jeder Novelle zunächst lächerlich. Es scheint hoffnungslos, daß dieser neue, noch unfertige, überall empfindliche Organismus in der fertigen Organisation der Welt sich wird erhalten können, die, wie jede fertige Organisation danach strebt, sich abzuschließen. Allerdings vergißt man hiebei, daß die Novelle, falls sie berechtigt ist, ihre fertige Organisation in sich trägt, auch wenn sie sich nicht ganz entfaltet hat; darum ist die Verzweiflung in dieser Hinsicht vor dem Anfang einer Novelle unberechtigt.“<sup>28</sup>

Man hat den Eindruck, als wolle der Dichter gegen seine Mutlosigkeit angehen, um eine Vertrauenshaltung zu erreichen, die dem Schreibprozess voranhilft. Wenn man Kafkas Tagebücher liest, stößt man immer wieder auf Erzähl-anfänge, trifft auf Bruchstücke von großen Geschichten. Da wird eine Situation umrissen, ein paar Gestalten treten auf, eine Spannung wird angedeutet ..., aber die Mosaiksteine fügen sich nicht, die Geschichte bricht plötzlich ab und wird nicht mehr aufgegriffen. Traumhafte Rätselfragmente, die sich wandeln, auftauchen und wieder wie im Nebel verschwinden. Sogleich wieder wird ihm das eigene Tun fraglich. Ist das Schreiben nicht doch eine Unmöglichkeit? „Es ist keine Aufgabe, nicht einmal eine unmögliche, es ist nicht einmal die Unmöglichkeit selbst, es ist nichts, es ist nicht einmal so viel Kind wie die Hoffnung einer Unfruchtbaren. Es ist aber doch die Luft, in der ich atme, solange ich atmen soll.“<sup>29</sup> Das Schreiben wird zur Rechtfertigung des Lebens, es wird für ihn „das Wichtigste auf Erden, wie etwa einem Irrsinnigen sein Wahn“.<sup>30</sup> Was aber verursacht die Schwierigkeit des Schreibens, warum zehrt es an der Existenz und fordert die letzten Reserven eines Menschen heraus? Der Kosmos seiner Innenwelt ist so unabsehlich, dass er fürchtet, zerrissen zu werden. „Die ungeheure

<sup>26</sup> AaO., 321.

<sup>27</sup> AaO., 323.

<sup>28</sup> AaO., 402.

<sup>29</sup> AaO., 401f.

<sup>30</sup> Vgl. *Briefe 1902–1924* (Anm. 11), 431.

Welt, die ich im Kopfe habe. Aber wie mich befreien und sie befreien, ohne zu zerreißen. Und tausendmal lieber zerreißen, als in mir sie zurückhalten oder begraben. Dazu bin ich ja hier, das ist mir ganz klar.“<sup>31</sup> Schreiben entpuppt sich dennoch nicht als Befreiungstat, sondern ist ein Kampf mit den Geistern. Der letzte Tagebucheintrag 1923 lautet: „Immer ängstlicher im Niederschreiben. Es ist begreiflich. Jedes Wort, gewendet in der Hand der Geister – dieser Schwung der Hand ist ihre charakteristische Bewegung –, wird zum Spieß, gekehrt gegen den Sprecher. Eine Bemerkung wie diese ganz besonders. Und so ins Unendliche. Der Trost wäre nur: es geschieht, ob du willst oder nicht. Und was du willst, hilft nur unmerklich wenig. Mehr als Trost ist: Auch du hast Waffen.“<sup>32</sup> Das Geschriebene kann sich also gegen den Schreiber richten, er verrät sich selbst, aber er kann nicht anders, und so wachsen ihm Kräfte zu, er lernt zu kämpfen.

Ein Dichter geht mit dem Wort um, das ist sein Beruf. Die Ehrfurcht vor dem Wort, die Verantwortung dem Wort gegenüber ist bei Kafka so groß, dass er nie unbefangen damit umgehen kann. Es bleibt immer die Frage, was ausgesprochen werden kann, die Worte haben ihre eigene Wirklichkeit und wehren sich dagegen, wahllos und „ungefähr“ verwendet zu werden. „Mein ganzer Körper warnt mich vor jedem Wort, jedes Wort, ehe es sich von mir niederschreiben lässt, schaut sich zuerst nach allen Seiten um; die Sätze zerbrechen mir förmlich, ich sehe ihr Inneres und muß dann aber rasch aufhören“, schreibt er an Max Brod.<sup>33</sup> „Meine Kraft reicht zu keinem Satz mehr aus. Ja, wenn es sich um Worte handeln würde, wenn es genügte, ein Wort hinzusetzen und man sich wegwenden könnte im ruhigen Bewusstsein, dieses Wort ganz mit sich erfüllt zu haben.“ Diese Einheit von Wort und Schreiber ist es, um die er ringt, und die nur in günstigen Momenten gelingt. Es geht ihm nicht um literarischen Erfolg, es geht ausschließlich um ihn selbst, ob er ausdrücken kann, was in ihm nach der einzigen möglichen Form verlangt. „Ich habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein“, so seine Selbstkennzeichnung.<sup>34</sup> Auffällig ist allerdings: Keinen seiner Romane hat er beendet und auch seine Geschichten bleiben häufig unvollständig. Dem Torsocharakter seines Werkes entspricht vielleicht die Torsohaftigkeit seiner Person. Er will in dieser Bruchstückhaftigkeit bleiben. Aber es beglückt ihn, wenn ihm die Seinsgrundlage des Schreibendürfens immer wieder gegeben wird. „Ich kann wieder ein Zwiegespräch mit mir führen.“<sup>35</sup> Der Rückzug auf sich selbst ist die Voraussetzung für ein Schreiben, das nicht gleich wieder verworfen werden muss. „Das Alleinsein hat eine Kraft über mich, die nie versagt.“<sup>36</sup> Nie aber dient

<sup>31</sup> AaO., 219.

<sup>32</sup> *Tagebücher 1910–1923* (Anm. 10), 421.

<sup>33</sup> *Briefe 1902–1924* (Anm. 11), 85.

<sup>34</sup> AaO., 228.

<sup>35</sup> AaO., 185.

<sup>36</sup> AaO., 25.

das Schreiben der Beruhigung und Selbstbestätigung. Die unbarmherzige Selbsterkundung ist immer schmerhaft: „Jeden Tag soll zumindest eine Zeile gegen mich gerichtet werden, wie man die Fernrohre jetzt gegen den Kometen richtet.“<sup>37</sup> Das Ergebnis dieser Sezierung der eigenen Seele ist eine Mischung von Freude und Schmerz: „Heute zum erstenmal seit langer Zeit wieder die Freude an der Vorstellung eines in meinem Herzen gedrehten Messers.“<sup>38</sup> Angst vor den eigenen Abgründen hat er nicht: „Einige neue Erkenntnisse über das Unglücks-wesen, das ich bin, sind mir tröstend aufgegangen.“<sup>39</sup> Mit welch eifersüchtiger Sorgfalt achtet er darauf, dass ihm dieses Residuum der Selbstbeobachtung erhalten bleibt, die Arbeit ist seine Basis, die allein ihm das Recht zu leben gibt. „Ich fühle auch keine Gefahr, daß ich mich verlieren könnte, immerhin fühle ich mich hilflos und außenstehend. Die Festigkeit aber, die das geringste Schreiben mir verursacht, ist zweifellos und wunderbar.“<sup>40</sup> Allerdings kann er auch diese Beobachtung nur mit einer makabren Formulierung begründen: „Ich ver-krieche mich vor Menschen nicht deshalb, weil ich ruhig leben, sondern weil ich ruhig zugrunde gehen will.“<sup>41</sup> Man darf aber nicht übersehen, dass er auch Momente einer ihn selbst überraschenden Freude erleben konnte, einer Anfangskraft, die ihn beflügelte. „Ich werde ... jeden Tag ... von vorn als kleines Kind anfangen müssen.“<sup>42</sup> „Ich erwachte, als wäre ich in einer Nuss eingesperrt gewesen.“<sup>43</sup> „Das Bewußtsein meiner dichterischen Fähigkeiten ist am Abend und am Morgen unüberblickbar. Ich fühle mich gelockert bis auf den Boden meines We-sens und kann aus mir heben, was ich nur will.“<sup>44</sup> Kafka hat eine „ungeheure Welt“ in seinem Kopf: „Aber wie mich befreien, ohne zu zerreißen. Und tau-sendmal lieber zerreißen, als in mir sie zurückhalten oder begraben. Dazu bin ich ja hier, das ist mir ganz klar.“<sup>45</sup>

Von einem letzten Scheitern scheint er schließlich doch überzeugt gewesen zu sein: Was ihm vorschwebte, war nicht erreichbar. Das mag der Grund gewesen sein, Max Brod zu beauftragen, seine Manuskripte und unveröffentlichten Schriften nach seinem Tod zu vernichten. Auch der seltsame Fatalismus, seine Krankheit als das ihm zugeordnete Schicksal anzusehen, hat hier vielleicht seine Wurzel. „In dieser Krankheit liegt zweifellos Gerechtigkeit, es ist ein gerechter Schlag, den ich nebenbei gar nicht als Schlag fühle, sondern als etwas im Vergleich zum Durchschnitt der letzten Jahre durchaus Süßes, es ist also gerecht“.<sup>46</sup> Als er einen Blutsturz erfährt, ist seine Reaktion „Ich werde nicht mehr gesund werden“.<sup>47</sup>

<sup>37</sup> AaO., 9.

<sup>38</sup> AaO., 97.

<sup>39</sup> AaO., 27.

<sup>40</sup> Tagebücher 1910–1923 (Anm. 10), 240.

<sup>41</sup> Tagebücher 1909–1912 (Anm. 9), 27f.

<sup>42</sup> Vgl. Tagebücher 1910–1923 (Anm. 10), 28.

<sup>43</sup> AaO., 53.

<sup>44</sup> AaO., 54.

<sup>45</sup> AaO., 219.

<sup>46</sup> Ders., Briefe an Ottla und die Familie. Hrsg. von H. Binder/K. Wagenbach. Frankfurt 1974, 73.

Wenn er in dieser Zeit vor allem Autobiographien und Briefwechsel gelesen hat, mag er in den Lebensläufen anderer Menschen Parallelen zu seinem Schicksal gesucht haben. Und immer wieder notiert er sich Deutefiguren für seinen Lebensverlauf. So heißtt es im Aphorismus Nr. 38: „Einer staunte darüber, wie leicht er den Weg in die Ewigkeit gieng; er raste ihn nämlich abwärts.“<sup>48</sup> Kafka nähert sich manchmal einer Diktion, die an die Sprache von Mystikern erinnert. Auch sie standen vor der schier unlösbaren Aufgabe, Erfahrungen zu formulieren, die sich der Versprachlichung sperren. Was für eine eigenwillige Vorstellung hat er vom „Nichts“, das plötzlich den Charakter brausender Fülle bekommt: „Sterben hieße nichts anderes, als ein Nichts dem Nichts hinzugeben, aber das wäre dem Gefühl unmöglich, denn wie könnte man sich auch nur als Nichts mit Bewußtsein dem Nichts hingeben und nicht dem leeren Nichts, sondern einem brausenden Nichts, dessen Nichtigkeit nur in seiner Unfassbarkeit besteht.“<sup>49</sup> Hier scheint etwas umzuschlagen, von einem absolut Nichtigten zu einem zwar Unfassbaren, aber doch unbegreifbar Neuen.

### **Der Traum als Gegenwelt**

In sein Tagebuch hat Kafka häufig Träume notiert; betrachtet man sie näher, lässt sich beobachten, dass sie geradezu ein Umkehrbild seiner ausformulierten Dichtung sind. Die „kaiserliche Botschaft“ kommt bekanntlich nicht an, so wichtig sie ist und so sehnüchrig sie erwartet wird. Widerstand reiht sich an Widerstand, ein Vorwärtskommen ist unmöglich. Und dann träumt Kafka von einem Brief, der ankommt:

„Traum gegen Morgen: ich sitze im Garten eines Sanatoriums beim langen Tisch, sogar am Kopfende, so daß ich im Traum eigentlich meinen Rücken sehe. Es ist ein trüber Tag, ich muß wohl einen Ausflug gemacht haben und bin mit einem Automobil, das im Schwung bei der Rampe vorfuhr, vor kurzem angekommen. Man soll gerade das Essen auftragen, da sehe ich eine der Bedienerinnen, ein junges zartes Mädchen, in sehr leichtem oder aber schwankendem Gang, mit einem Kleid in Herbstblätterfarben durch die Säulenhalde, die als Vorbau des Sanatoriums diente, herankommen und in den Garten herabsteigen. Ich weiß noch nicht, was sie will, aber zeige doch fragend auf mich, um zu erfahren, ob sie mich meine. Sie bringt mir wirklich einen Brief. Ich denke, das kann nicht der Brief sein, den ich erwarte, es ist ein ganz dünner Brief und eine fremde dünne unsichere Schrift. Aber ich öffne ihn, und es kommt eine große Anzahl dünner vollbeschriebener Papiere heraus, aller-

**47** *Ebd.*

**48** Ders., *Jubiläumsausgabe*. Editio Lempertz. Bonn 2008, 628.

**49** *Tagebücher 1910–1923* (Anm. 10), 241.

dings ist auf allen die fremde Schrift. Ich fange an zu lesen, blättere in den Pa-  
pieren und erkenne, daß es doch ein sehr wichtiger Brief sein muß.“<sup>50</sup>

Wie ausführlich Kafka die Szenerie schildert: ein Sanatorium, die Ankunft mit dem Auto, das Mittagsmahl, die Unsicherheit, ob der Brief für ihn bestimmt ist, dann die Annahme, es sei vielleicht nur ein unwichtiger Brief, bis zur Einsicht, dass es eine bedeutende Nachricht sein kann. Mit einem Schrei erwacht er, möchte wieder einschlafen, um den Brief weiterlesen zu können, aber außer ein paar nebelhaften Zeilen sieht er nichts und kann er nichts behalten. Was für ein seltsames Spiel des Unbewussten mit dem Dichter: Es gibt doch Botschaften, die ankommen, Briefe können wirklich Brücken bauen, Gelingen ist möglich. – Kafka muss auch gelingende Begegnungen gehabt haben, muss das geheimnisvolle Sich-Öffnen von Menschen erlebt haben, die ihm allein durch ihr Sein Botschaften vermittelten. „Das Wirken eines friedlichen Gesichts, einer ruhigen Rede, besonders von einem fremden, noch nicht durchschauten Menschen. Die Stimme Gottes aus einem menschlichen Mund.“<sup>51</sup> Gerade wenn er sich vereinamt und unverstanden fühlt, hat er den Eindruck, alles könne sich ändern, wenn er jemanden finde, der ihn wirklich verstünde. „So wenig ich sein mag, niemand ist hier, der Verständnis für mich im ganzen hat. Einen haben, der dieses Verständnis hat, etwa eine Frau, das hieße Halt auf allen Seiten haben, Gott haben.“<sup>52</sup> Kafka spricht selten von Gott: Dass er ihn hier nennt, macht deutlich, wie wichtig es ihm wäre, in ein verstehendes Beziehungsnetz einbezogen zu werden. Man wird an Novalis erinnert, der den Gedanken notiert hat: „Gott als Arzt, als Geistlicher, als Frau, Freund etc. In jedem Menschen kann mir Gott erscheinen.“<sup>53</sup> Gerade im Tagebuch spricht Kafka davon, er wolle seinen Zustand verändern, er glaubt zu ahnen, dass in der Veränderung seine Rettung liege. Er möchte alle seine Verstandeskräfte aufbieten, um sich vorzubereiten „auf die große Veränderung, die ich wahrscheinlich brauche“.<sup>54</sup> Er vermutet sogar, er wäre gleichsam noch in einem Embryonalzustand: „Es ist, als wäre ich nicht endgültig geboren, käme immer wieder aus diesem dumpfen Leben in dieser dumpfen Stube zur Welt, müsse mir dort immer wieder Bestätigung holen.“<sup>55</sup> Das Auf und Ab seiner Stimmungen und Gefühlslagen muss ihn ziemlich mitgenommen haben. „Meine Welt stürzt ein, meine Welt baut sich auf“, schreibt er an Milena. „Um das Stürzen klage ich nicht, sie war im Stürzen, über das Sich-aufbauen klage ich nicht, über meine schwachen Kräfte klage ich, über das Geboren-werden klage ich, über das Licht der Sonne klage ich.“<sup>56</sup>

<sup>50</sup> AaO., 237f.

<sup>51</sup> AaO., 248.

<sup>52</sup> AaO., 340.

<sup>53</sup> Novalis, Werke. Hrsg. von P. Kluckhohn, Bd. 3: *Das philosophische Werk*. Darmstadt 1968, 666.

<sup>54</sup> Vgl. *Tagebücher 1910–1923* (Anm. 10), 332.

<sup>55</sup> AaO., 368.

<sup>56</sup> Briefe an Milena (Anm. 14), 53.

Vielleicht hat Kafka den Verstandeskräften zu sehr vertraut und zu wenig dem Halbschlaf. Andererseits beobachtet er bei sich selbst einerseits seine oft bedrängende Schlaflosigkeit, andererseits seine kreative „Traumphantasie“: „Wieder war es die Kraft meiner Träume, die schon ins Wachsein vor dem Einschlafen strahlen, die mich nicht schlafen ließ. Das Bewußtsein meiner dichterischen Fähigkeiten ist am Abend und am Morgen unüberblickbar. Ich fühle mich gelockert bis auf den Boden meines Wesens und kann aus mir heben, was ich nur will.“<sup>57</sup> Im Schlaf wurde ihm manchmal eine „Gegenwelt“ geboten, die quer stand zu seiner Bewusstseinswelt. Am 2. Dezember 1914 notiert er ins Tagebuch einen Traum: „Traum heute nacht. Bei Kaiser Wilhelm. Im Schloss. Die schöne Aussicht. Ein Zimmer wie im ‚Tabakskollegium‘.“<sup>58</sup> Im Traum also kommt er endlich ins Schloss, kommt zum „Kaiser“. Im Schloss findet er ein Tabakskollegium, also einen Ort ruhiger Entspannung und heiterer Geselligkeit, genau das, was ihm in der Realität so selten gewährt wurde.

An seltenen Stellen gibt es bei Kafka Aussagen, die in eine Gebetsform gegossen sind – und gleichzeitig ein Schuldbekenntnis darstellen: „Erbarme Dich meiner, ich bin ständig bis in alle Winkel meines Wesens, Hatte aber nicht ganz verächtliche Anlagen, kleine gute Fähigkeiten, wüstete mit ihnen, unberatenes Wesen, das ich war, bin jetzt nahe am Ende, gerade zu einer Zeit, wo sich äußerlich alles zum Guten für mich wenden könnte. Schiebe mich nicht zu den Verlorenen (...). Arme Dialektik! Bin ich verurteilt, so bin ich nicht nur verurteilt zum Ende, sondern auch verurteilt, mich bis zum Ende hinein zu wehren.“<sup>59</sup> So wird aus dem Schuldbekenntnis gleichzeitig auch wieder eine Verteidigungsschrift. Er sucht Bilder, die seine Widerstandsmöglichkeiten veranschaulichen, damit er nicht als einer dasteht, der nur von anonymen Mächten hin- und hergetrieben wird. „Starker Regenguß. Stelle dich dem Regen entgegen, laß die eisernen Strahlen dich durchdringen, gleite in dem Wasser, das dich fortschwemmen will, aber bleibe doch, erwarte so aufrecht die plötzlich und endlos einströmende Sonne.“<sup>60</sup> Erstaunlicherweise träumt Kafka auch von Siegen, von Triumphwagen künftiger Erfolge, auch wenn solche Träume gleich wieder ironisch gebrochen und infrage gestellt werden. „Ich mache Pläne (...). Ich lade Himmel und Erde ein, sich an meinen Plänen zu beteiligen, aber ich vergesse nicht die kleinen Leute, die aus jeder Seitengasse hervorzuziehen sind und die vorläufig meinen Plänen besser nützen können. Es ist ja erst der Anfang, immer wieder erst der Anfang. Noch stehe ich hier in meinem Jammer, aber schon kommt hinter mir der ungeheure Wagen meiner Pläne angefahren, die erste kleine Plattform schiebt sich unter meine Füße, nackte Mädchen, wie auf Karnevalswagen besserer Länder, führen mich rücklings die Stufen empor, ich

<sup>57</sup> *Tagebücher 1914–1923* (Anm. 2), 54.

<sup>58</sup> *AaO.*, 318.

<sup>59</sup> Vgl. *aaO.*, 363.

<sup>60</sup> *AaO.*, 270.

schweben, weil die Mädchen schweben, und hebe meine Hand, die Ruhe befiehlt. Rosenbüsche stehn zu meiner Seite, Weihrauchflammen brennen, Lorbeerkränze werden herabgelassen, man streut Blumen vor und über mich, zwei Trompeter wie aus Steinquadern aufgebaut blasen Fanfaren, kleines Volk läuft in Massen heran, geordnet hinter Führern, die leeren, blanken, gerade geschnittenen, freien Plätze werden dunkel, bewegt und überfüllt“.<sup>61</sup>

Nach einer solch feierlichen Beschwörung einer triumphalen Szene, bei der der Träumer wie ein Weltenherrscher auftritt, fragt man sich, wie es weitergeht. Wird ein Imperator ausgerufen, kommt ein neues Friedensreich herauf? Nein, es kann nur in einem Fiasko enden: „Schon sehe ich aus allen Toren des tief und groß unter mir liegenden Landes die kleinen gehörnten Teufel sich heraufdrängen, alles überlaufen, unter ihrem Schritt zerbricht alles in der Mitte, ihr Schwänzchen wischt alles aus, schon putzen fünfzig Teufelsschwänze mein Gesicht, der Boden wird weich, ich versinke mit einem Fuß, dann mit dem andern, die Schreie der Mädchen verfolgen mich in meine Tiefe, in die ich lotrecht versinke, durch einen Schacht, der genau den Durchmesser meines Körpers, aber eine endlose Tiefe hat. Diese Endlosigkeit verlockt zu keinen besonderen Leistungen, alles, was ich täte, wäre kleinlich, ich falle sinnlos und es ist das Beste.“<sup>62</sup> – Wie glorios hat der „Traumkafka“ seine Erhebung zu herrscherlichen Ehren aufgebaut, um dann umso eindrucksvoller alles zusammenstürzen zu lassen. Das dialektische Prinzip wirkt sich offenbar bis in sein Unbewusstes aus.

Erlösungsbedürftig empfand sich Kafka bis zur letzten Faser; es klingt wie ein Stoßseufzer, wenn er in sein Tagebuch schreibt: „Wer erlöst mich? Und in mir das Gedränge, in der Tiefe, kaum zu sehn. Ich bin wie ein lebendiges Gitterwerk, ein Gitter, das feststeht und fallen will.“<sup>63</sup> So wechseln die Stimmungen von Hochgefühlen zur tiefen Depression, auch wenn sich immer wieder eine (zwar nur labile) Festigung durchzusetzen vermag: „Vielleicht bin ich doch noch trotz des unausgeschlafenen, links oben vor Unruhe fast schmerzenden Kopfes einer ruhigen Anlage eines größeren Ganzen fähig, in dem ich alles vergessen könnte und nur meines Guten mir bewusst würde.“<sup>64</sup> Etwas von dem „verborgenen Gesetz“ muss Kafka in sich wahrgenommen haben. Als er sich einmal daranmachte, eine Serie von Aphorismen zu schreiben, um sich über grundlegende Fragen seiner Existenz etwas Klarheit zu verschaffen, schrieb er als Nr. 50: „Der Mensch kann nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd verborgen bleiben können. Eine der Ausdrucksmöglichkeiten ist der Glaube an einen persönlichen Gott.“<sup>65</sup>

<sup>61</sup> Vgl. aaO., 274f.

<sup>62</sup> AaO., 274.

<sup>63</sup> AaO., 266.

<sup>64</sup> AaO., 259.

<sup>65</sup> Jubiläumsausgabe (Anm. 48), 629.